

Gedenken an Christine

[...] Ich lernte Christine erst in ihrem mehr oder weniger unschöpferischen Lebensabschnitt, etwa zu Beginn der sechziger Jahre, bei Künstlerfreunden kennen, als eine an Kommunikation und Begegnungen sehr interessierte, heiter und überaus natürlich sich gebende, mitfühlende Person. Sogleich einen menschlichen Konnex zu finden, war daher nicht schwer. Daß sich die freundschaftlichen Beziehungen, die am Tonhof in Maria Saal bei Gerhard und Maja Lampersberg ihren Ausgangspunkt hatten, in der Folgezeit vertiefen durften, sich auf den Kreis meiner Familie ausweiteten, wo sie sich offensichtlich sehr wohl fühlte und gelegentlich in unserer Wohnung auch nächtigte, wird uns im Rückblick immer mit tiefster, ehrender Freude erfüllen.

Wir versuchten ihr, so gut wir konnten, helfend beizustehen, brachten gelegentlich die Bedauernswerte zu und von den Krankenanstalten heim, trachteten sie ein wenig zu zerstreuen und wollten ihr ein bescheidener, menschlicher Stützpunkt sein, wenn sie in Klagenfurt weilte.

Unweit von uns wohnte zudem noch ihre geliebte Schwester Anni – ein weichherziger, lieber Mensch – von der sie voll Bedrückung erzählte, sie sei von der Wiederkehr ihres Mannes überzeugt, der Jahre zuvor verstorben war. In dieser Nachbarschaft hoffte Christine nach dem Tode ihres eigenen Gemahls (1964) ein neues Domizil zu finden. Aber schon 1965 haben wir dieser Schwester, die unheilbar erkrankt war, im naheliegenden Friedhof St. Martin das letzte Geleit gegeben. So hatte nun der erfüllte Wunsch Christines seinen eigentlichen Sinn verloren, als sie Dezember 1966 eine kleine Wohnung im 6. Stockwerk des Sternhochhauses Tristangasse 34 bekam, was durch wohlmeinende Gönner realisiert wurde. Als eine vom Lande ins Städtische Verpflanzte konnte sie dort nie heimisch werden. Zwar erweckten anfänglich die Annehmlichkeiten des modernen Wohnkomforts, der Zentralheizung, des Warmwassers und der Bademöglichkeit in ihr eine geradezu kindliche Freude. Aber alsbald wurde das Bewusstsein des Verzichts auf das gewohnte Lavantaler Landschaftsbild mit seiner Koralm, die heimatlicheren Dialektlaute und „ebenerdiger“ Kontaktmöglichkeiten vordergründiger und verknüpfte sich immer stärker mit dem bedrückenden Gefühl von Isoliertheit und Vereinsamung. Daran konnten auch die indische Truhe und der alte Teppich mit den Orangetönen – ihrer, den kranken Augen wohltuenden, Lieblingsfarbe – nichts ändern; Dinge, die ihr geschenkt wurden und an denen sie mit großer Freude hing. Zeitweilig nahm sie ihre im Lavanttal lebende Schwester Luise bei sich auf, was immer nur kurzzeitig möglich war, weil diese selbst von Heimweh – besonders nach den Enkelkindern – erfüllt war. Und Schwester Toni aus Klagenfurt war rührend und aufopfernd bemüht, Christines hochhäusliches Leben erträglich zu gestalten. Auch die Gemeinde der Stadt unterstützte wohlwollend die zugewanderte, neue „Klagenfurterin“.

Allein, ein städtisches Hochhausdasein war eben auf die Dauer mit ihrem Naturell nicht vereinbar. „Ich bin sehr müd und tief innen traurig...“, schrieb sie mir damals unter anderem in einem kurzen Brief, den sie ins Postfach warf. Zudem verschlechterte sich auch allmählich ihr körperlicher Zustand. Einer auf diese Art seelisch Erkrankten konnten auch die Konsultationen Doktor Leitsbergers, ihres Hausarztes, für längere Zeit wenig helfen. Im April 1968 schließlich überführte sie ihr aus Wien auf Besuch weilender Neffe Armin, dem sie äußerst zugetan war, ins Pflegeheim nach Wolfsberg. Dort, in heimatlicher Atmosphäre, im Kontakt mit ihrer im Heim beschäftigten Nichte Sieglinde, unter der ständigen ärztlichen Betreuung des Dr. Schaller konnte sie sich wieder restaurieren und gesundete zusehends. Juli 1969 endlich, nach über einjährigem Heimaufenthalt, kehrte sie ins Haus Lintschnig zurück. [...]

Soweit ich ihr Leben kannte, bestand es eigentlich aus einem ständigen Wechsel von Krankheits- und Gesundungsphasen. Seit frühester Kindheit dürfte die Krankheit ihr treuester Begleiter gewesen sein. Sie erzählte mir einmal, dass ihre älteren Geschwister in den Wald geschickt wurden, um Holz zu sammeln und dabei Christine in einem Wägelchen mitnahmen. Aber im Walde angekommen, waren alle Ermahnungen der

bettlägerigen Mutter sogleich vergessen, auf die jüngere und schonungsbedürftige Schwester gut aufzupassen. Man vergnügte sich fröhlich im Wald und überließ den Wagen samt Inhalt sich selbst. Die Folge war „wieder einmal eine Lungenentzündung“, als ob es sich um eine obligate Sache gehandelt hätte. [...]

Christine äußerte sich mir gegenüber wiederholt, daß sie nichts mehr schreiben werde und war dabei von der Sorge erfüllt, einzelne Gönner würden sehr enttäuscht sein, weil sie sich sicher eine erneute Produktivität erwarteten. Auch war sie auf der Hut, die üblichen Empfänge des Landes oder der Stadt nicht zu verpassen, um niemanden zu verärgern, und sie war froh, wenn ich sie manchmal begleitete. Daß sie trotz des Ablebens ihrer Schwester Anni damals ins Hochhaus übersiedelte, war zum Großteil ebenfalls in der Rücksichtnahme auf wohlmeinende Förderer begründet.

Im Sinne einer unabänderlichen Schicksalsfügung sei die Zeit des Schreibens eben vorbei. Denn „früher“ hätte sie in einem tranceähnlichen Zustand gearbeitet und der Fluß der Inspirationen hätte kaum nennenswerte Unterbrechungen erfahren. Mir schienen damals solche Lebensabschnitte, wo „es schreibt“, bei einem schöpferischen Menschen nicht ganz außergewöhnlich zu sein, so rätselhaft solcher Sachverhalt im Grunde auch sein möge. Über die äußeren Umstände, welche die entsprechende Disposition mitbewirkt haben mögen, wurde schon mancherlei stereotyp berichtet: Krankheit, Armut... In der Aufzählung solcher Versuche, das Geheimnis der Intuition äußerlich abzutasten, gehört als Umstand wahrscheinlich auch das Sonderbare ihrer Ehe erwähnt, die sie mit einem um 36 Jahre älteren Maler führte. Dieser stammte aus einer reichen Gutsfamilie und war gewohnt, alljährlich großzügige Malerreisen nach Italien zu unternehmen. Und da man ihm offensichtlich als lästigen Außenseiter und Substanzverbraucher den Geldhahn abdrehen wollte, wurde kurzerhand ein Kuratelverfahren [Vormundschaftsverfahren] eingeleitet. Christine meinte zu mir:

Ich habe ihn geheiratet, weil er mir leid tat wegen seines ungerechten Schicksals...

Ihre Einsamkeit hatte sie dabei nicht erwähnt. So waren es wohl zwei Einsame, die sich menschlich sicher alles eher als ergänzen konnten. Und der in Mitleid eingekleidete Trugschluß wird zur Ursache doppelt bewußten Alleinseins geworden sein. Seltsam mutet mir auch der Name an, wie er auf dem Grabstein des Friedhofes in St. Jakob an der Straße eingemeißelt ist: „Josephus Benedictus Habernig“. Ich bin sehr oft mit Christine an diesem in der Nähe des Habernig'schen Gutsbesitzes liegenden Friedhof vorbeigefahren, ohne daß sie jemals den Wunsch geäußert hätte, ich möge kurz anhalten. Die Neigung der Dichterin zur Diskussion über spirituelle Probleme jenseits der Grenzen vernunftmäßiger Faßbarkeit oder kausaler Transparenz braucht sicher nicht betont zu werden. Es kam vor, daß wir uns bei Gesprächen förmlich in kosmischen Räumen verloren haben. Ich erinnere mich auch noch sehr gut an einen Besuch beim Dichter Johannes Lindner in Moosburg, zu welcher Exkursion ich sie animiert habe, wo die Konversation alsbald in eine okkulte vierte Dimension geriet und der ich, ein wenig skeptisch, zeitweise als advocatus diaboli beiwohnte.

Im übrigen aber, der jeweiligen Situation des Alltags angepaßt, war sie eine heitere Gesprächspartnerin, voll Wärme und Mitgefühl, zu jedem Spaß aufgelegt, auf jede ulkige Wendung blitzschnell mit Witz reagierend. Völlig unbürgerlich konnte sie sich auch ohne jegliche Umschweife zu Aktionen entschließen, die durchaus nicht auf ihrem Tagesprogrammzettel standen. Einmal fiel ihr unvermittelt ein: „Weißt was, fahren wir nach Konstantinopel!“ Ich war vollkommen überzeugt, daß sie stante pede mit mir hinuntergefahren wäre, hätte ich mich dazu entschlossen und ihren damals überaus labilen Gesundheitszustand unberücksichtigt gelassen, denn der Orient übte stets eine große Anziehung auf sie aus. Ihrem kontemplativen Wesen war ja die asiatische Philosophie nichts Fremdes. Und auch das Jackerl – wenn ich etwas Realbezogeneres anführen darf – das sie, die Strickerin, für meine Tochter Alice einmal gestrickt hatte, war nach meinem Dafürhalten mehr „südöstlich“, als kärntnerisch – oder zumindest eine Mischung aus beidem.

Es gab viele Szenen, die Gelächter herausforderten, nicht nur so mancher Situationskomik wegen, sondern

weil Christine kein Spaßverderber sein konnte und auch dem Ärgerlichen eine heitere Seite abzugewinnen verstand. Wer „die andere Seite“ so stark in sich trug, den gelüstete es sicher besonders nach den Köstlichkeiten der Stunde, für welche er auch einen spezifischen Sinn hatte und den verlangte es schließlich nach einer perspektivischen Sicht „von drüben her“, von wo die Dinge ihre bittere Schwere und den tierischen Ernst verlieren. Auf jede Hänselei wußte sie eine schlagfertige Antwort, und oft entlarvte ihr kritischer Scharfsinn durch ein gutmütig-humorvolles Wort das falsche Pathos einer Wechselrede. [...] Sicherlich gab Christines äußerer Habitus, der sich stets in kopftücherner Ländlichkeit präsentierte, wiederholten Anlaß zu Fehleinschätzungen bei Menschen, die sie nicht kannten. Und andererseits sickerten gerade von Wissenden manchmal Lästerstimmen durch, die von der ländlichen Tracht auf ein besonderes Maß menschlicher Raffiniertheit schließen zu müssen glaubten. Ich will aber da gar nicht erst untersuchen, wieviel es an sich hat, aus einer Hühnerfeder den Charakter der Henne ablesen zu wollen. Als ich Christine das erste Mal sah, kam sie mir rein physiognomisch zu verwegen, zu fein, zu unalltäglich vor, als daß ich sie, wäre ich nicht informiert gewesen, vielleicht unter „Folklore“ eingestuft hätte. Aber jene Verkäuferin hatte wohl einen anderen, einen „Branchen“-Blick, die sie einmal beim Geschirreinkaufen bediente. Christine wurde eine billige Ware angeboten, die im Geschmack und Preis dem Kunden angepaßt erschien. Aber „das Christale“, wie sie scherzhaft von einem meiner Freunde genannt wurde, suchte sich gerade das Teuerste aus. Die Verkäuferin mußte sich unbedingt Luft machen und die Sensation weitertragen, daß „das Weibale dort“ unverständlicherweise ausgerechnet das Teuerste und Schönste ausgesucht habe.

Das „Weibale“ aus St. Stefan wollte schließlich auch der „Schorschi“ aufsuchen. Der in Kärnten sehr bekannt gewesene Schauspieler Georg Bucher, [Georg Bucher (1905–1972), Volksschauspieler; ursprünglich Bibliothekar der Arbeiterkammer Klagenfurt; ab 1946 kleinere Rollen am Stadttheater Klagenfurt, versierter und beliebter Mundart-Sprecher im Landesstudio Kärnten des ORF; 1958–1971 Engagement am Theater in der Josefstadt (Wien)] der sich infolge seines weitgespannten Repertoires, von Rollen auf Laienbühnen, in der humorvollen Dialektsendung der *Kärntner Jägerstunde* bis zu solchen im Film und am Theater in der Josefstadt, des Wohlwollens einer breiten Volksschicht erfreute, überredete mich in seinem Stammbeisl *Cafe am Eck* in Klagenfurt dazu, unsere Dichterin aufzusuchen. Er, der tief religiös, dem Wein aber über alle Maßen ergeben war, wollte ihr unbedingt seine Aufwartung machen. Also fuhr ich mit ihm und dem Goldschmied Schmölzer [Sepp Schmölzer (1919–1999), bedeutender Schmuckkünstler, bildender Künstler und Fotograf; Goldschmiedelehre in Klagenfurt; Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Wien bei Herbert Boeckl und Josef Dobrowsky; ab 1962 als Gold- und Silberschmied in Klagenfurt tätig. Er leitete mehrfach die Goldschmiedeklasse bei der Internationalen Sommerakademie für bildende Kunst in Salzburg. Von Sepp Schmölzer stammen einige der interessantesten fotografischen Porträts Christine Lavants.] ins Lavanttal. Unterwegs wurden Wurst, Schinken und Wein eingekauft. So ausgerüstet, klopfen wir gegen Abend an Christines Türe. Damals bewohnte sie im Hause Lintschnig noch jenen kleinen Raum mit den winzigen Fenstern gegen Süden, in dessen Öffnungen sich die verworrenen Silhouetten eines Obstbaumgerankes skurril hineinschoben. Die Enge des Wohnzimmers, vor allem aber die Anwesenheit des alten Habernig ließen uns bald den Ort wechseln. Mit Christines Mann, der von der abseitigen Schlafkammer herüberkam, wurden einige Worte gewechselt – ich entsinne mich, über Malerei gesprochen zu haben, zumal ich die etwas manierten Aquarelle Habernigs schon Jahrzehnte vorher gekannt habe –, aber wir merkten bald, und man sah’s ihm an, daß er für alles eher, als eine heitere Gesellschaft etwas übrig hatte. Also marschierten wir wieder die Treppe hinunter, Christine kam bald nach, und weiter ging’s nach Wolfsberg in ein Wirtshaus, wo wir bis zur Sperrstunde verweilten. Nach dieser Exkursion mußte Christine eine gutbürgerlich-eheliche, in der Diktion äußerst unmißverständliche Moralpredigt in Kauf nehmen, wie sie mir später einmal vertraulich gestand und dabei lächelnd mit der Achsel zuckte. Es gab noch eine zweite Begegnung zwischen den beiden Erwähnten, an einem herrlichen Herbsttag 1969, der uns hinauf auf die Koralpe einlud, entlang der Straße, die gleich hinter St. Stefan ansteigt. [...]

Im November 1971 saß mir Christine für Porträtzeichnungen. Ich hatte eine gewisse Scheu, sie zum Modellsitzen zu veranlassen und meinte, sie würde es als lästig empfinden. Sie willigte spontan ein. Heute tut es mir leid, daß ich nicht lästiger gewesen bin, denn Physiognomie, Gestik und charakteristische Bewegungen, insbesondere auch das Hantieren mit den qualmenden Players, die sie stets zwischen Zeige- und Mittelfinger hielt – während der Diskussion und in den Pausen – waren überaus interessant. Mit einer Packung dieser starken Zigarettensorte konnte man ihr immer Freude bereiten. Sie blies geradezu professionell und war für jeden Kettenraucher eine ernsthafte Konkurrenz. Ohne zu inhalieren, wie sie behauptete. Ich war nie so vermessen, etwaige Bedenken zu äußern, obwohl ich mir ausmalen konnte, was es für diese so schwache Konstitution bedeuten mußte. Auch ins Krankenhaus brachte ich ihr das englische Nikotin, weil sie mich darum bat. Während der zeichnerischen Arbeit wurde unentwegt gesprochen, ich mußte mich förmlich halbieren, und die Atelierluft vermengte sich mit immer dichterem, blau emporsteigendem Dunst. Das war kein zu heroisierendes Denkmal, das war ein Mensch, unverwechselbar als Erscheinung und in seiner Individualität.

Ihre Mimik war durch zahlreiche Facetten gekennzeichnet, von denen mir vor allem zwei Extreme auffielen, die sich wie Tag und Nacht zu widersprechen schienen. Interessiertes Zuhören, konzentriertes Nachdenken oder ein schelmisches und herzliches Lächeln wechselten manchmal in stillen Sekunden oder kleinen Pausen mit einem In sichgekehrtsein, Anderswohindenken, einer starren Abgewandtheit, vor der man beinahe erschrak. Dann konnte es sein, daß sie sich langsam drehte, einen mit schrägem Kopf und großen, hilflosen Augen für einen Moment stumm anblickte, um gleich danach wieder eine heitere Miene aufzusetzen, eine Frage zu stellen, etwas Belangloses zu sagen. Das war nicht etwa der Ausdruck einer krankheitsbedingten Anomalie astigmatischer Augen, deren Wölbungen überdimensioniert und divergierend hervortreten konnten. Wie sind mir doch solche Sekunden glasklar im Gedächtnis verblieben! Ich entdeckte auf irgendeiner Photographie, die anlässlich einer Ehrung gemacht wurde, daß Christine als einzige auffallend zu Boden schaut, während alle übrigen Teilnehmer offensichtlich einem Redner entgegenblickten – und wußte sozusagen sofort Bescheid. Ausdruck von Betretenheit? Kaum, und ich glaube auch nicht, daß der Photograph ungewollt nur einen zufälligen Moment herausgegriffen hatte. Ich kannte dieses „Abgetretensein“.

Bildmäßig scharf, aber unendlich bedrückend ist in mir das letzte Zusammentreffen mit ihr an einem Winterabend Jänner oder Februar 1973. Ein reiner Zufall führte mich nach St. Stefan. Etwa eine halbe Stunde hatte ich Zeit und eilte zu ihr. Mehrmaliges Klopfen an der Türe im dunklen Gang blieb unbeantwortet. Die Klinke gab nach, ich trat in den lautlosen, dämmrigen Raum, sah da ein Häuflein starr ausgestreckten Elends im Bett, die Decke bis über das Kinn gezogen, eine Strickmütze bis halb über die Augen, den Kopf nicht einmal neigend, als sie merkte, daß jemand da war. „Ah du bist's!“, kaum hörbar, als sie meine Worte vernommen hatte. Für sie, die wieder einmal an Lungenentzündung daniederlag, war der dunkle Raum zu kühl. Mit den leeren Kanistern aus dem Vorraum ging ich sogleich zur benachbarten Tankstelle Heizöl besorgen, um das sie mich bat. Der Ofen war bald angezündet. Dann versuchte ich einen groben Spalt an der Türe, durch welchen kühle Luft blies, notdürftig zu verstopfen. Schweren Herzens mußte ich sie bald wieder allein lassen. Die gewechselten Worte sind mir entfallen, bis auf das „... und schöne Grüße zu Haus...“, was sie mir leise nachhauchte. Ich habe sie nie mehr gesehen. Heute verbindet sich mir diese erschütternde Begebenheit, als ein kleines Beispiel natürlich nur von zahlreichen, sicher ähnlich gelagerten Fällen ihres Lebens, mit einer schmerzlichen, anklagenden Frage an ein Schicksal. Aber man wartet in der Stille vergeblich auf eine Antwort. Gleichnishaft und in traumhafter Verklärung der Dinge, die da waren und die man miterlebt hat, müßte man sich als Trost selber eine geben und wäre dabei gar nicht so sicher, sich nicht wahrscheinlich aus Bequemlichkeit zu sehr von den metaphysischen Ahnungen und Bedrängnissen der Dichterin distanziert zu haben. Über eine Auch-Lyrikerin, die ihr Manuskripte gab, sagte mir Christine einmal:

Sie ist doch jung, hübsch und gesund, was will sie denn mehr, warum muß sie denn auch noch unbedingt dichten!?

Der entsagenden Lavant aber waren die Schattenseiten des Daseins zwangsläufig vertrauter, gebaren in ihrem Sichaufbäumen Worte faszinierender, halluzinatorisch-verschlüsselter Anrufungen und verliehen schließlich ihrer mitempfindenden Seele jene tiefe Wärme, die entwaffnet und uns, die wir Christine gut gekannt haben, sofort gegenwärtig ist, wenn wir uns zurückerinnern. Wie tausendfach hat sie doch als allzuschmerzlich Wissende, im heiteren oder ernsten Gespräch, ihr stilles Leid großartigst überspielt!

Egon Wucherer, [Egon Wucherer (1917–2014), bildender Künstler; Realgymnasium in Klagenfurt, 1936–1941 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, u.a. bei Herbert Boeckl; 1941–1945 Kriegsdienst als Kriegsmaler; ab 1945 in Klagenfurt ansässig als freischaffender Künstler; Gründungsmitglied des Kunstvereins für Kärnten; Lehrtätigkeit als Kunsterzieher bis 1977.], aus *Steige, steige, verwunschene Kraft. Erinnerungen an Christine Lavant* (Redaktion Ida Weiss), Ploetz, 1978, S. 62–72